

Prof. Dr. Dorothea Wendebourg, *Theologische Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin*

Vorletzter Sonntag des Kirchenjahres, 18. November 2018, 18 Uhr

Predigt über Off. 2,8-11

Gnade sei mit Euch und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Amen.

Liebe Gemeinde,

wir stehen am Ende des Kirchenjahres. Das sind die Wochen der biblischen Texte und der Lieder vom Ende der Zeit. Vom Ende unserer Lebenszeit und vom Ende der Zeit, die der Welt zugemessen ist. Doch Texte und Lieder handeln so davon, daß das Ende nicht das Ende ist, sondern die Tür zu einem anderen, neuen Leben. Und zugleich zeigen sie ihren Lesern, Hörern und Sängern, daß das Neue, Andere sich nicht für die Zukunft aufspart, sondern schon hier, heute, mitten in unserem todgeweihten Leben wirkt, trägt, tröstet, stärkt und fröhlich macht.

Eben das ist Thema und Ton des Buches, das am Ende der Bibel vom Ende handelt, der Apokalypse oder Offenbarung des Johannes. Aus ihr stammt unser Predigttext. Um ihn zu verstehen, muß man einige Verse aus dem ersten Kapitel vorausschicken, die den ganzen Abschnitt einleiten, zu dem unser Text gehört – wenn Sie wollen, lesen Sie das zu Hause noch einmal nach: „Johannes an die sieben Gemeinden in der Provinz Asien. ... Ich, Johannes, ... war auf der Insel Patmos. Ich wurde vom Geist ergriffen am Tag des Herrn und hörte hinter mir eine große Stimme wie von einer Posaune, die sprach: Was du siehst, das schreibe in ein Buch und sende es an die sieben Gemeinden: nach Ephesus und nach Smyrna und nach Pergamon und nach Thyatira und nach Sardes und nach Philadelphia und nach Laodizea.“

Der Autor Johannes – frühere Zeiten haben ihn mit dem Evangelisten Johannes identifiziert, doch das läßt sich nicht halten, der Name Johannes kam öfter vor –, der Johannes der Offenbarung sitzt auf der griechischen Insel Patmos nicht weit von der kleinasiatischen, heute türkischen Küste. Dort hat er am Herrentag, dem Tod der Auferstehung des Herrn, also am Sonntag, ein besonderes religiöses Erlebnis: Er hört eine laute Stimme, darauf folgt eine Vision, und das ist der Auftakt zu einer ganzen Reihe weiterer Visionen und begleitender hörbarer Botschaften. Gerichtet ist das alles an sieben Gemeinden in kleinasiatischen Städten, Hafen- und Handelsstädten, nicht weit von der Küste, in denen sich schon früh im ersten Jahrhundert christliche Gemeinden gebildet haben – die erste und prominenteste der Reihe, die Gemeinde von Ephesus, ist uns aus der Geschichte des Apostels Paulus besonders bekannt.

Die dramatischen Visionen von der jenseitigen und vom Ende dieser Welt, die den Großteil des Offenbarungsbuches füllen, sind an alle sieben Gemeinden zusammen gerichtet. Doch zuvor bekommt eine jede von ihnen eine eigene, auf sie zugeschnittene Botschaft. Johannes soll sieben verschiedene Briefe, „Sendschreiben“, an die sieben Gemeinden richten. Genau genommen heißt es, er soll sie an den jeweiligen „Engel“ der Gemeinde richten. Es heißt jedes Mal: „Dem Engel der Gemeinde xy schreibe!“. Die Experten streiten sich, wer damit gemeint sein soll, denn das griechische Wort für „Engel“ kann auch schlicht „Bote“ heißen. Es scheint schwer vorstellbar, daß ein Mensch, und sei es auch ein übernatürlicher Visionen gewürdigter Mensch wie Johannes, einem Engel einen Brief schreibt. Also einfach ein Bote der Gemeinde? Oder, wie manche meinen, gar ein Amtsträger der Gemeinde? Von solchen lesen wir sonst nichts in der Offenbarung. Möglicherweise ein irgendwie offizieller Abgesandter der jeweiligen Gemeinde. Andererseits heißt es vorher in einem Satz, den ich nicht mitverlesen habe, die Sieben seien in einer

Vision als Sterne in der Hand Christi erschienen – was wiederum für höhere Wesen spricht. Wir können Johannes nicht mehr fragen – eines der vielen ungelösten Rätsel in dem rätselreichen Offenbarungsbuch. Doch wenn unsere Wißbegierde hier enttäuscht wird, muß uns das nicht bekümmern, denn das Entscheidende ist, daß die Botschaft mittels dieser sieben Gestalten an die Gemeinden gehen soll, für die sie stehen. Unsere Gemeinde heute abend ist die der nicht weit von Ephesus gelegenen Hafenstadt Smyrna, heute Izmir, die Adressatin des zweiten Sendschreibens: Text Off. 2,8-11

Liebe Gemeinde, das Sendschreiben an die Christen von Smyrna ist ein sehr liebevoller Brief. Keines der anderen sechs Schreiben geht derart einfühlsam auf die Situation der Adressaten ein. Offenbar hat es diese Gemeinde besonders nötig, getröstet und aufgemuntert zu werden. So beginnt der Brief an sie mit den Worten: Ich kenne deine Lage, du hast es schwer. Du bist bedrängt und arm. „Arm“ bezieht sich auf materielle Bedürftigkeit, die Christen in Smyrna gehörten nicht zu den wohlhabenden Bürgern der Hafenstadt, ihr tägliches Leben war geprägt von der Mühe um den Lebensunterhalt. Der Brief schiebt die kurze lindernde Bemerkung ein, in Wirklichkeit sei die Gemeinde aber doch reich, gemeint ist, reich bei Gott. Großes Gewicht trägt dieses fast formelhafte Sätzchen, das sich so ähnlich auch an anderen Stellen des Neuen Testaments findet (2.Kor.6,10; Jak. 25), hier allerdings nicht – ihr Christen von Smyrna, ich weiß, ihr seid arm. Und ihr seid bedrängt.

Was das heißt, deuten die folgenden Sätze an: Lästerung, Leiden, Gefängnis. Lästerung, im Griechischen „Blasphemie“, also Spott über das, was der jungen Gemeinde heilig ist, Spott über ihren Glauben, Spott über den Christus, an den sie glaubt. Häme, daß ihr armseliges Leben nicht gerade ein Zeichen göttlicher Zustimmung zu ihrem Wege sei. Von denen, die solche Lästerung aussprechen, heißt es, sie behaupteten, Juden zu sein, seien es aber in Wirklichkeit gar nicht. Was sind das für Leute? Auch über diesen Satz streiten die Gelehrten. Sind Heiden gemeint, die vorgeben, Juden zu sein, und die die Christen von Smyrna, überwiegend selbst ehemalige Juden, mit jüdischen Argumenten angreifen? Oder sind es tatsächlich Juden, aber von einer Art, die der Briefschreiber nicht als solche anerkennt? Auch das können wir heute nicht mehr entscheiden, die Adressaten damals werden gewußt haben, was gemeint war. Auf jeden Fall hat das Wort „Jude“ hier einen positiven Klang, und der Brief spricht den Lästerern ab, wirkliche Juden zu sein. Nein, das sind sie nicht, sie sind eine Satansversammlung. Und es bleibt nicht dabei, derselbe Satan, Teufel, der die Lästerer beseelt, treibt die Bedrängnis so weit, daß Glieder der Gemeinde im Gefängnis landen –offenbar bringt er falsche Anschuldigungen vor. „Zehn Tage“ hinter Gittern scheinen eine kurze, wenig bedrohliche Frist zu sein, doch die Zahl ist symbolisch gemeint und steht für eine lange Zeit. Ja, es ist schwer, Christ in Smyrna zu sein, so schwer, daß manch einer sich überlegt, ob er wirklich dabeibleiben soll. Vor der Konversion war das Leben leichter. Arm war man zwar auch, aber religiös integriert und unangefochten, und das Gefängnis kannte man allenfalls von außen. Doch jetzt – ist der neue Glaube all die Beschwerden wert?

Der Brief verniedlicht die Kosten nicht – ja, Christsein ist teuer. Doch er gibt den Kosten eine entlastende Deutung: All das Übel und Leid, das der Teufel über die Christen von Smyrna bringt, ist nur eine Versuchung, eine Prüfung. Prüfung durch den Teufel – liebe Gemeinde, das Motiv kennen wir: aus dem alttestamentlichen Buch Hiob. Sie erinnern sich: Gott hat dort sein Wohlgefallen an dem besonders frommen Hiob. Der Teufel aber meint, Hiob sei nur deshalb fromm, weil er mit irdischen Gütern gesegnet sei, und – so wettet er mit Gott – würde der fromme Mann diese Güter verlieren, wäre auch die Frömmigkeit schnell dahin. Gott, der sich Hiobs sicher ist, erlaubt dem Teufel, dem frommen Mann alles wegzunehmen. So wird Hiob Stufe für Stufe in Leid und Elend gestürzt. Doch Hiob hält stand, er versteht die Welt nicht mehr, er wettet gegen Gott, aber von Gott abbringen läßt er sich trotzdem nicht, und am Ende wird er mit der doppelten Menge an Gütern gesegnet.

Was ist das Grausame an der Hiobgeschichte? Auf den ersten Blick das Unglück, das Hiob widerfährt, der Verlust des Reichtums, der Verlust der Kinder, der Verlust der Ehre. Aber das Grausamste ist doch, daß Hiob nicht weiß, was ihm da eigentlich geschieht, daß das alles eigentlich ein Test ist. Pfiu Teufel!, möchte man da sagen und ist geneigt, Gott, der das Teufelsspiel mitspielt, gleich einzuschließen. Indessen, die Hiobgeschichte ist ja keine historische Erzählung, kein Bericht von etwas, was sich irgendwann im Nahen Osten zugetragen hat. Sie ist eine Dichtung, eine Dichtung, die dem Hörer oder Leser etwas vor Augen führen will. Sie will ihm zeigen, daß man Glück und Leid, Gott und sich selbst auch anders sehen kann, als auf der Hand liegt. Und eben das tut auch der Brief an die Christen von Smyrna. Fürchte dich nicht vor dem, was du leiden wirst! Dieser Ruf steht in der Mitte des Briefes. Ja, Gemeinde von Smyrna, es kommt Schweres auf dich zu. Aber fixiere dich nicht darauf! Lass es nicht zum Horizont deines ganzen Lebens werden, so daß die Sorge und die Angst deine Tage beherrschen! Und lass dir schon gar nicht einreden, wie es die Gegner versuchen, all das Schwere sei als Strafe Gottes, als Zeichen seiner Mißbilligung zu verstehen! Lass dir nicht einreden, ein gutes Leben, Gesundheit, Besitz, Erfolg, Prestige wären der Ausweis, daß Gott auf deiner Seite steht! Nein, es gibt einen Horizont, vor dem das alles anders aussieht. Einen Horizont, der viel weiter, der vom Anfang bis zum Ende aller Dinge reicht. Er wird aufgerissen im ersten Satz des Briefes, da, wo der Absender sich vorstellt.

„Und dem Engel der Gemeinde in Smyrna schreibe: Ich bin der Erste und der Letzte, der tot war und ist lebendig geworden.“ In der „großen Stimme“, die der Mann auf Patmos hört, vernimmt er Christus selbst. Und Christus stellt sich den Christen von Smyrna mit ganz großen Worten vor: als der Erste, als der, der immer schon war, vor allem war, und als der Letzte, der immer sein wird, der auch, wenn alles andere schon vorbei ist, noch sein wird. So kann nur einer sprechen, Gott. Gott, der Schöpfer am Anfang und der Vollender am Ende der Welt, spannt den Horizont auf, vor dem die Geschichte der Christen von Smyrna sich abspielt. Das Erstaunliche aber ist, ausgerechnet von ihm, der der Erste und der Letzte des großen Ganzen ist, bekommt die kleine Gemeinde die liebevoll tröstenden Worte zu hören: Ich kenne deine Lage, du hast es schwer. Und das ist ernst gemeint. Denn der, der so tröstet, hat seine Kenntnis nicht aus der Vogelperspektive eines allmächtigen Zuschauers, er hat sie aus eigenem Erleben. Er ist nicht nur der Erste und der Letzte, sondern er ist auch der, „der tot war und ist lebendig geworden“. Der tot war – er kann das Leiden der Christen von Smyrna nachfühlen, weil er Leid, Gefangenschaft, Schmerzen, Schande, ja schließlich den schmachvollen Tod am eigenen Leibe erfahren hat. Das ist der Gott, an den die kleine Gemeinde glaubt – und dafür erntet sie in ihrer Umgebung lästerlichen Spott: Richtige Götter treten anders auf – die Tempel Smyrnas sind voll von ihnen, Zeus, Mars, Athene...

Weil der christliche Gott anders ist als die „richtigen Götter“, weil er in einem Menschen begegnet, der alles Menschliche durchgemacht und das Schlimmste, was Menschen erleiden, erlitten hat, deshalb kann die „große Stimme“ so überaus tröstlich sprechen. Die Bedrängnis, der Spott, das Leid, das die Christen von Smyrna erleben, ist kein Zeichen, daß der große Gott ihnen fern ist. Die tröstende Stimme sagt, daß der „Erste und der Letzte“, der sich hat töten lassen, gerade da nahe ist, wo Dunkelheit, Schmerz, Angst herrschen. Wahrhaft tröstlich ist der Trost freilich erst, weil auch das andere gilt: daß „der Erste und der Letzte, der tot war“, „lebendig geworden“, daß er auferstanden ist. Die tröstende Nähe des Gekreuzigten in den Bedrängnissen unseres Lebens ist nach vorne offen – offen in das österliche Leben hinein, in das „der Erste und Letzte“ vorausgegangen ist und das keinen zweiten, endgültigen Tod mehr kennt.

Dann aber, liebe Gemeinde, kann uns der Teufel mit seinen Versuchungen gestohlen bleiben – soll er sich vornehmen, was er will! Der alte Hiob setzt ihm trotzig das Bekenntnis entgegen: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt! (Hiob 19,25) Dabei wußte der Dichter des Hiobbuches noch nichts von dem Erlöser, der am Kreuz starb und auferstand. Doch die christliche Gemeinde fand Hiobs Bekenntnis in dem „Ersten und Letzten“ erfüllt, „der tot war und lebendig geworden ist“. Die Bedrängnisse der Christen von Smyrna

verschwanden dadurch nicht. Leid, Unterdrückung und Verfolgung, die Christen heute in anderen Gegenden der Welt erleben, verschwinden dadurch nicht. Und wir Gemeinden der westlichen Welt haben zwar keinen solch hohen Preis für unser Christsein zu zahlen; doch auch wir kennen Erfahrungen, äußere und innere Zustände, denen unser Glaube nicht leicht standhält. Das Sendschreiben fordert seine Empfänger auf, „getreu zu sein bis an den Tod“ – man könnte auch übersetzen, „den Glauben zu bewahren bis an den Tod“. Unsere Treue ruht auf der Hoffnung, unser Glaube liegt in der Gewißheit, daß „der Erste und der Letzte“, der die Welt in Händen hält, uns im Leben und im Tod nahe ist. Wir wollen beten, daß er uns nahe bleibt. Amen.